

Leseprobe aus:

**Ben Lerner**

**22:04**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

// BEN LERNER  
/// // // // // // // //  
/// // // // // // // //  
/// // // // // // // //  
/// // // // // 22:04  
/// // // // // // // ROMAN

Aus dem Englischen  
von Nikolaus Stingl  
Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel «10:04» bei Faber and Faber, Inc., an Affiliate of Farrar, Straus and Giroux, New York / 1. Auflage Februar 2016 / Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg / «10:04» Copyright © 2014 by Ben Lerner / Satz aus der Hollander / Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany / ISBN 978 3 498 03943 1

**Es gibt bei den Chassidim einen Spruch von der kommenden Welt, der besagt: Es wird dort alles eingerichtet sein wie bei uns. Wie unsere Stube jetzt ist, so wird sie auch in der kommenden Welt sein; wo unser Kind jetzt schläft, da wird es auch in der kommenden Welt schlafen. Was wir in dieser Welt am Leibe tragen, das werden wir auch in der kommenden Welt anhaben. Alles wird sein wie hier - nur ein klein wenig anders.**



// BEN LERNER

/// // // // // // //

/// // // // // // //

/// // // // // // //

/// // // // // // 22:04



/// // // // // // //  
/// EINS // // // //  
/// // // // // // // //  
/// // // // // // // //  
/// // // // // // // //



Die Stadt hatte ein Stück aufgegebene Hochbahntrasse in einen luftigen Grünzug umgewandelt, auf dem die Agentin und ich in der für die Jahreszeit ungewöhnlichen Hitze südwärts gingen, nach einem sündhaft teuren Festessen in Chelsea, zu dem auch Baby-Oktopusse gehörten, die der Koch buchstäblich zu Tode massiert hatte. Wir hatten die unglaublich zarten Dinger unzerteilt zu uns genommen, der erste unversehrt Kopf, den ich je verzehrt hatte, noch dazu von einem Tier, das seinen Bau ausschmückt und bei komplizierten Spielen beobachtet worden ist. Wir gingen südwärts zwischen den trübe schimmernden, stillgelegten Gleisen und den sorgfältig angelegten Sumach- und Perückenbaumgrüppchen, bis wir den Teil der High Line erreichten, wo man einen Einschnitt in die Trasse vorgenommen hat und eine Holzterrasse mehrere Ebenen nach unten führt; die unterste Ebene ist mit Fenstern in stehendem Format ausgestattet, die auf die Tenth Avenue gehen und eine Art Amphitheater bilden, wo man sitzen und sich den Verkehr anschauen kann. Wir setzten uns und schauten uns den Verkehr an, und ich scherzte und scherzte auch nicht, wenn ich sage, dass ich eine fremde Intelligenz spürte, mich einer Folge von Bildern, Empfin-

dungen, Erinnerungen und Affekten ausgesetzt fühlte, die streng genommen nicht zu mir gehörten: der Fähigkeit, polarisiertes Licht wahrzunehmen; einer Verschmelzung von Geschmacks- und Tastsinn, während die Saugnäpfe mit Salz eingerieben wurden; einem in meinen Gliedern angesiedelten Schrecken, der das Gehirn komplett umging. Das alles sagte ich laut zu der Agentin, die Rauch einsog und ausstieß, und wir lachten.

Ein paar Monate zuvor hatte die Agentin mir gemault, sie glaube, ich könnte aufgrund einer Erzählung von mir, die im *New Yorker* erschienen war, einen «ansehnlichen sechsstelligen Vorschuss» bekommen; ich müsse lediglich versprechen, die Erzählung in einen Roman zu verwandeln. Es gelang mir, ein ernsthaftes, wenn auch unbestimmtes Exposé zu verfassen, und bald kam es zu einem Bieterwettbewerb zwischen den wichtigsten New Yorker Verlagen, und wir aßen in der künftigen Eröffnungsszene Cephalopoden. «Wie genau wirst du die Erzählung denn erweitern?», hatte sie gefragt, einen abwesenden Blick in den Augen, weil sie gerade das Trinkgeld berechnete.

«Ich werde mich mit einem leichten Zittern in der Hand gleichzeitig in mehrere Zukünfte projizieren», hätte ich sagen sollen. «Mich in der untergehenden Stadt von Ironie zu Aufrichtigkeit vorarbeiten, ein Möchtegern-Whitman des anfälligen Stromnetzes.»



Ein riesiger Oktopus war an die Wand des Raums gemalt, in den man mich im vorigen September zur klinischen Bewertung geschickt hatte – ein Oktopus, ein Seestern und diverse kiemenatmende Wassertiere mit Schädel –, denn

wir befanden uns in der Kinderabteilung, und die Meereszene sollte die Kinder beruhigen und sie von Nadeln oder den kleinen Hämmern zum Testen der Reflexe ablenken. Ich war mit dreiunddreißig dort, weil ein Arzt zufällig eine vollkommen symptomlose und potenziell aneurysmatische Erweiterung meiner Aortenwurzel entdeckt hatte, die eingehende Überwachung und wahrscheinlich einen chirurgischen Eingriff erforderte, und die häufigste Erklärung für einen solchen Zustand in einem solchen Alter ist das Marfan-Syndrom, eine genetisch bedingte Störung des Bindegewebbaus, die typischerweise langgliedrige, überbewegliche Menschen hervorbringt. Als ich einen Kardiologen aufgesucht hatte und er die klinische Bewertung vorschlug, hatte ich meinen erhöhten Körperfettanteil, meine gewöhnliche Armlänge und nur leicht überdurchschnittliche Größe angeführt, doch er konterte mit meinen langen, dünnen Zehen und meiner erhöhten Gelenkigkeit und behauptete, ich könnte durchaus ins diagnostische Spektrum fallen. Das Marfan-Syndrom wird am häufigsten in der frühen Kindheit diagnostiziert, daher die Kinderabteilung.

Falls ich das Marfan-Syndrom hätte, hatte der Kardiologe erklärt, läge die Schwelle der chirurgischen Intervention niedriger (wenn der Durchmesser der Aortenwurzel 4,5 Zentimeter erreichte), sei im Grunde schon ganz nah (ich lag einem MRT zufolge bei 4,2 Zentimetern), weil die Wahrscheinlichkeit einer sogenannten «Dissektion», einer sehr oft tödlichen Zerreißung der Aortenwand, bei Trägern des Syndroms höher sei; falls bei mir keine genetische Störung zugrunde liege und meine Aorta als idiopathisch eingestuft werde, würde ich wahrscheinlich trotzdem irgendwann nicht um einen Eingriff herum-

kommen, allerdings mit einer höheren Schwelle (5 Zentimeter) und der Möglichkeit einer viel langsameren Fortschreitung. In jedem Fall belastete mich nun das Wissen um die statistisch signifikante Möglichkeit, dass die größte Arterie in meinem Körper jeden Moment reißen konnte – ein Ereignis, das ich mir, wie unrichtig auch immer, bildlich als wild schlenkernden Schlauch vorstellte, der Blut in mein Blut spritzte; vor dem Zusammenbruch tritt ein abwesender Blick in meine Augen, als ob etc.

Nun saß ich also im Mount Sinai Hospital unter Wasser auf einem roten, für ein Kindergartenkind konstruierten Plastikstuhl, einem Stuhl, der sofort dazu führte, dass ich mir in meinem Papier-Klinikhemd unansehnlich und schlaksig vorkam und so die Störung schon bestätigte, ehe das Team der bewertenden Ärzte eintraf. Alex, die mich zwecks moralischer Unterstützung begleitete, wie sie das nannte, in Wirklichkeit aber praktische Unterstützung leistete, weil ich mich als unfähig erwiesen hatte, mir beim Besuch einer Arztpraxis auch nur im Entferntesten zu merken, welche Informationen mir dort vermittelt wurden, saß, das aufgeklappte Notebook auf dem Schoß, mir gegenüber auf dem einzigen Erwachsenenstuhl, den man zweifellos für ein Elternteil dort hingestellt hatte.

Die Bewertung, hatte man mir im Voraus gesagt, würde von einem Ärztetrio vorgenommen, das sich dann beraten und einen Befund vorlegen würde, den ich als Urteil betrachtete, doch an den Ärzten, die nun mit strahlendem Lächeln eintraten, gab es zweierlei, worauf ich nicht gefasst war: Es waren wunderschöne Frauen, und sie waren jünger als ich. Zum Glück war Alex da, denn sie hätte mir sonst nicht geglaubt, dass die Ärztinnen – die alle ursprünglich aus dem subkontinentalen Asien zu kommen

schienen – ihrerseits in ihren weißen Kitteln ideal proportioniert waren, mit makellos symmetrischen, markanten Gesichtern, die, fraglos dank geschickter Anwendung von Lidschatten und Lipgloss, selbst in der Krankenhausbeleuchtung vor fast schon parodistischer Gesundheit in mattem Gold schimmerten. Ich sah Alex an, die ihrerseits die Augenbrauen hob.

Sie baten mich aufzustehen und machten sich daran, die Länge meiner Arme, die Krümmung meiner Brust und meiner Wirbelsäule und die Wölbung meiner Füße zu ermitteln, und nahmen gemäß einem mir rätselhaften nosologischen Programm so viele Messungen vor, dass ich mir vorkam, als hätten meine Gliedmaßen sich vervielfacht. Dass sie jünger als ich waren, stellte einen beklagenswerten Fixpunkt dar, jenseits dessen die medizinische Wissenschaft nicht mehr in gütig paternaler Beziehung zu meinem Körper stehen konnte, weil solche Ärzte in meinem pathologisierten Corpus nur mehr ihren eigenen künftigen Niedergang und nicht mehr ihre frühere Unreife sehen würden. Und dennoch wurde ich in diesem für Kinder ausgestatteten Raum von drei unwahrscheinlich attraktiven Frauen Mitte bis Ende zwanzig infantilisiert, während Alex aus der mehr als buchstäblichen Entfernung ihres Stuhls mitfühlend zusah.

Er kann schmecken, was er berührt, hat aber eine schlechte Tiefenwahrnehmung; das Gehirn ist außerstande, die Position seines Körpers, besonders meiner Arme, in der Strömung zu bestimmen, und die Bevorzugung von Beweglichkeit vor propriozeptiven Inputs bedeutet, dass es ihm an Stereognosie fehlt, d.h. an der Fähigkeit, sich eine Vorstellung der Gesamtform dessen zu bilden, was ich berühre: Ich kann örtliche Varianten der Beschaffen-

heit feststellen, diese Informationen aber nicht zu einem Gesamtbild zusammenfügen, nicht die realistische Fiktion lesen, die die Welt zu sein scheint. Ich meine damit, dass meine Körperteile eine schreckliche neurologische Autonomie gewannen, die nicht nur räumlicher, sondern auch zeitlicher Natur war, sodass meine Zukunft auf mich einstürzte, während jede Kontraktion das allzu biegsame Gefäßsystem meines Herzens wie verschwindend gering auch immer erweiterte. Mich selbst eingeschlossen, war ich älter und jünger als alle im Raum.



Alex' Unterstützung war moralischer und praktischer Art, aber auch von Eigeninteresse bestimmt, insofern sie kürzlich ihre Absicht bekundet hatte, sich von meinem Sperma befruchten zu lassen, nicht, wie sie sich sogleich klarzustellen beeilte, durch Paarung, sondern vielmehr durch intrauterine Insemination, weil, wie sie es formulierte, «mit dir zu vögeln bizarr wäre». Das Thema wurde im Metropolitan Museum angeschnitten, das wir unter der Woche oft nachmittags besuchten, da Alex arbeitslos und ich Schriftsteller war.

Kennengelernt hatten wir uns in meinem ersten und ihrem letzten Collegejahr in einem langweiligen Seminar über bedeutende Romane, und wir waren einander sofort sympathisch gewesen, wurden aber erst beste Freunde, als ich nach dem Examen nach Brooklyn zog und wir uns dort praktisch in unmittelbarer Nachbarschaft wiederfanden und unsere Spaziergänge aufnahmen – Spaziergänge durch den Prospect Park, während in den Linden das Licht schwand; Spaziergänge von unserem Viertel, Boerum Hill,

in den Sunset Park, wo wir zur magischen Stunde den Drachen mit den sanften Flügeln zusahen; nächtliche Spaziergänge entlang der Promenade, während sich jenseits dunklen Wassers die Helligkeiten von Manhattan türmten. Sechs Jahre spazieren gehen auf einem sich erwärmenden Planeten – obwohl spazieren gehen nicht alles war, was wir taten – hatten Alex' Gegenwart untrennbar mit meinem Gefühl der Bewegung durch die Stadt verbunden, sodass ich sie auch neben mir spürte, wenn sie gar nicht da war; wenn ich schweigend über eine Brücke ging, hatte ich oft das Gefühl, es war ein Schweigen, das wir miteinander teilten, auch wenn sie upstate ihre Eltern besuchte oder Zeit mit einem Liebsten verbrachte, den ich verlässlich hasste.

Vielleicht schnitt sie das Thema im Museum und nicht beim Kaffee oder dergleichen an, weil unsere Blicke in den Galerien wie auf unseren Spaziergängen parallel verliefen, vor uns auf die Leinwand und nicht aufeinandergerichtet waren, eine Voraussetzung unseres innigsten Austauschs; wir legten uns unsere Ansichten zurecht, während wir gemeinsam die buchstäbliche Ansicht vor uns konstruierten. Wir mieden den Blick des anderen nicht, und ich bewunderte ihre an einen verhangenen Himmel erinnernden Augen, dunkles Epithel und klares Stroma, aber wir verstummten in aller Regel, wenn unsere Blicke sich trafen. Das hieß, wir aßen beispielsweise schweigend oder unter belanglosem Geplauder zu Mittag, und beim darauffolgenden Spaziergang nach Hause erfuhr ich dann, dass bei ihrer Mutter Krebs im Spätstadium diagnostiziert worden war. Man hätte uns auf der Atlantic Avenue entlangspazieren sehen können, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen und ich ihr den Arm um die Schultern gelegt hatte, unsere Blicke jedoch geradeaus nach vorne gerichtet

waren; oder man hat mich vielleicht gesehen, wie ich bei einem meiner zunehmend häufigen Vorfälle von Tränenfluss in gleicher Weise getröstet wurde, während wir über die Brooklyn Bridge gingen, nicht so sehr ein Paar, sondern eine Kombination.

An jenem Tag standen wir vor Jules Bastien-Lepages *Jeanne d'Arc* – Alex ähnelt dieser Version von ihr ein wenig –, und sie sagte aus heiterem Himmel: «Ich bin sechsunddreißig und Single.» (Gott sei Dank hatte sie mit ihrem Letzten Schluss gemacht, einem geschiedenen Anwalt für Arbeitsrecht Ende vierzig, der einige Male für die Beratungsstelle gearbeitet hatte, deren Mitdirektorin Alex gewesen war, ehe die Einrichtung dichtgemacht hatte. Nach zwei Gläsern Wein begann er unweigerlich, jedem in Hörweite Geschichten über seine Zeit in Guatemala aufzutischen, wo er verdächtig vage humanitäre Arbeit geleistet hatte; nach drei Gläsern Wein verbreitete sich der Anwalt über die sexuelle Verklemmtheit und allgemeine Frigidität seiner Exfrau; nach vier oder fünf begann er diese unvereinbaren Diskurse miteinander zu verflechten, sodass Völkermord und seine Gefühle von sexueller Ablehnung in seinem Gellalle implizite Gleichwertigkeit gewannen. Jedes Mal, wenn ich dabei war, sorgte ich dafür, dass sein Glas stets voll war, und beschleunigte so den Hingang der Beziehung.) «In den letzten sechs Jahren ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht ein Kind gewollt habe. Ich entspreche genau dem Klischee. Ich möchte, dass meine Mom mein Kind kennenlernt. Ich habe fünfundsiebzig Wochen Arbeitslosenunterstützung und Versicherung plus bescheidene Ersparnisse, und obwohl ich weiß, dass ich deshalb eigentlich mehr Angst denn je davor haben sollte, mich fortzupflanzen, gibt es mir in Wirklichkeit das Gefühl, dass es nie einen güns-

tigen Zeitpunkt geben wird, dass ich nicht darauf warten kann, dass der berufliche und der biologische Rhythmus übereinstimmen. Wir sind beste Freunde. Du kannst nicht ohne mich leben. Wie wär's, wenn du das Sperma spendest? Wir könnten uns darüber einigen, inwieweit du einbezogen wirst. Ich weiß, es ist verrückt, und ich will, dass du ja sagst.»

Drei durchscheinende Engel schweben in der oberen linken Hälfte des Gemäldes. Sie haben Jeanne, die an einem Webstuhl im Garten ihrer Eltern gearbeitet hat, soeben aufgerufen, Frankreich zu retten. Ein Engel hält seinen Kopf in den Händen. Jeanne scheint auf den Betrachter zuzuwanken, einen Arm ausgestreckt, vielleicht in der Verzückung des Gerufenwerdens Halt suchend. Anstatt Zweige oder Blätter zu packen, scheint ihre Hand, die sorgfältig in der Sichtachse eines der anderen Engel platziert ist, sich aufzulösen. Laut dem Begleittext des Museums wurde Bastien-Lepage angegriffen, weil es ihm nicht gelungen sei, das Ätherische der Engel mit dem Realismus des Körpers der künftigen Heiligen zu versöhnen, aber ebendieses «Misslingen» macht es zu einem meiner Lieblingsgemälde. Es ist, als erzeugte die Spannung zwischen der metaphysischen und der physischen Welt, zwischen zwei Ordnungen von Zeitlichkeit, eine Störung in der Matrix des Bildes; der Hintergrund verschluckt Jeannes Finger. Während ich an jenem Nachmittag mit Alex dort stand, wurde ich an das Foto erinnert, das Marty in *Zurück in die Zukunft*, entscheidender Film meiner Jugend, mit sich führt: Während Marty Zeitreise die Vorgeschichte seiner Familie zerrüttet, beginnen er und seine Geschwister auf dem Foto zu verblassen. Nur ist es hier etwas Vorhandenes, nicht etwas Fehlendes, das ihre Hand zersetzt: Sie wird in die Zukunft gezogen.